

(Nachdruck verboten.)

84]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Der Onkel Paloma hielt es bei seinen Prinzipien der Autorität, die er über die ganze Familie zu besitzen glaubte, zuerst für seine Pflicht, dem Enkel mit einem guten Ruderhieb den Kopf entzwei zu schlagen. Aber bei längerer Ueberlegung dachte er plötzlich an die Neger, die der Kubaner in der Ferne selbst niedergeschlagen hatte. Achtung! Einen solchen Menschen schlägt man nicht, selbst wenn er zur Familie gehört. Trotzdem stößte ihm die Drohung, Tonet würde den schönsten Fischbezirk der ganzen Gegend wieder in seine eigene „Regie“ übernehmen, eine große Furcht ein.

Der Onkel Paloma zog es deshalb vor, ihn bei der moralischen Seite zu packen. Wenn er ihm kein Geld gab, so geschah das nur deshalb, weil er seinen Charakter zu genau kannte und weil das Geld in den Händen junger Leute nur Unheil anrichtet. Er würde es vertrinken oder mit Taugenichtsen verspielen, die in den Schenken von Saler zusammenkamen; darum wollte er das Geld lieber behalten, und wenn er es tat, erwiebe er Tonet einen Dienst. Wer bekam denn schließlich alles, wenn er starb? Doch nur sein Enkel.

Doch Tonet hatte keine Lust, sich von Hoffnungen blenden zu lassen. Er wollte haben, was ihm zukam, oder sein Recht wieder an sich nehmen. So entschloß sich denn der alte Schiffer eines Tages nach langem Feilschen, das nicht weniger als drei Tage dauerte, seine Geldkiste zu öffnen und mit schmerzlicher Miene einen Haufen Duros herauszuholen. Er konnte sie nehmen . . . der Glende . . . der Herzlose . . . Wenn er sie in ein paar Wochen durchgebracht, sollte er nur kommen, um andere zu verlangen. Der Alte konnte ja umkommen. O, er sah klar, wie es ihm in der Zukunft, im Alter gehen würde. Er mußte arbeiten wie ein Sklave, damit der Herr ein vornehmeres Leben führen könne. . . . Und er entfernte sich von Tonet, als hätte er für immer das schwache Gefühl der Zuneigung verloren, das er früher für ihn empfand.

Als der Kubaner Geld in der Tasche hatte, kehrte er nicht in die Hütte seines Vaters zurück. Er führte das Leben eines regelrechten großen Mannes und gewann sich seine Nahrung mit Pulver und Blei. Zunächst kaufte er sich ein etwas besseres Gewehr als die ehrwürdige Waffe, die in seinem Hause aufbewahrt wurde. Sangonera, der am Tage nach Tonets Vertreibung durch Canamel vor die Tür gesetzt worden war, schlich fortwährend um ihn herum, als er ihn müßig und von dem arbeitsreichen Leben, das er in der Hütte seines Vaters führen mußte, angevidert, in der Gegend sich herumtreiben sah.

Der Kubaner tat sich mit dem Vagabunden zusammen. Das war ein guter Gefährte, der ihm gewiß nützlich sein konnte. Er hatte eine Wohnung, die, wenn sie auch schlimmer als eine Hundehütte war, doch als Behausung und Zufluchtsort dienen konnte.

Tonet sollte der Jäger sein und er der Hund. Alles sollte ihnen zur Hälfte gehören, Nahrung und Wein. Ob der Vagabund damit einverstanden wäre, fragte er. Sangonera geriet in die fröhlichste Laune; auch er wollte zum gemeinsamen Unterhalte beitragen. Er hatte eine großartige Hand, um die in den Kanälen ausgespannten Netze herauszuziehen und sich der darin enthaltenen Fische zu bemächtigen, denn niemand verstand es so gut wie er, die Netze wieder unbemerkt ins Wasser zu lassen. Er gehörte eben nicht zur Klasse der Spitzbuben, die, wie die Fischer sagten, gleichzeitig Seele und Körper stahlen, nämlich Fische und Netze. Tonet sollte für die Jagd, er für die Fische sorgen. So wurde der Handel geschlossen.

Von jetzt ab sah man nur noch von Zeit zu Zeit den Enkel des Onkel Paloma, wenn er, mit dem Gewehr auf der Schulter, Sangonera in komischer Weise pfiß, als hätte er einen Hund vor sich; der letztere kroch dann auf allen Vieren mit gesenktem Kopfe hinterdrein und sah sich überall um, ob er nicht einen umherliegenden Gegenstand bemerkte, den er sich aneignen konnte.

Sie verbrachten ganze Wochen in der Dehesa und führten hier das Leben von Urmenschen. Tonet hatte in seinem ruhigen Leben in Palmar oft Sehnsucht nach seinen Kriegsjahren empfunden, nach der grenzenlosen und gefährvollen Freiheit des Guerillero, der stets den Tod vor Augen hat, keine Schranke und kein Hindernis fürchtend, den Arabiner in der Faust, alle seine Wünsche befriedigt und kein anderes Geseß als das des harten Muths anerkennt.

Die Gewohnheiten, die er sich in diesen Jahren seines Kriegerlebens angeeignet, tauchten hier in der Dehesa, zwei Schritt von einer Bevölkerung, wieder auf, die vom Geseße regiert wurde und einer regelrecht eingesetzten Behörde unterworfen war. Von etwas trockenem Reisig baute er sich mit seinem Gefährten in irgend einem Winkel des Gehölzes Hütten, in denen sie zusammen schliefen. Hatten sie Hunger, so erlegten sie ein paar Kaninchen oder wilde Tauben, die auf den Zweigen gurten, und brauchten sie Geld oder Patronen, so nahm Tonet sein Gewehr, und in einem Vormittag hatten sie einen Haufen Wild erlegt, den Sangonera in Saler oder Catarroja verkaufte; von dort kam er dann stets mit einem kleinen Haufen Geld zurück, den sie im Walde versteckten.

Tonet's Gewehr, das unverschämt in der ganzen Dehesa knallte, war gleichsam eine Herausforderung für die Feldhüter, die ihr ruhiges Einsiedlerleben aufgeben mußten, um den Wilddieben nachzuspüren.

Sangonera blieb auf der Lauer wie ein Hund, während Tonet jagte, und wenn der Landstreicher mit seiner außergewöhnlichen Witterung das Gerannabeh der Feldhüter merkte, pfiß er seinem Gefährten, damit dieser sich schnell versteckte. Eines Tages hatte ein Feldhüter auf ihn geschossen, aber sofort als Antwort eine Kugel an seinem Ohr vorbeizischen hören. Mit dem Guerillero durfte man sich in ein solches Spiel nicht einlassen, das war ein Schurke, der weder Gott noch den Teufel fürchtete. Er schoß ebenso gut wie sein Grobwater, und wenn die Kugel nicht ihr Ziel erreichte, so lag dies einfach daran, daß er sie nur als eine Art Warnungssignal abgeschickt hatte. Sich mit ihm in einen Kampf einzulassen, hieß also dem Tode entgegengehen. Die Feldhüter, die eine zahlreiche Familie hatten, ließen sich das gesagt sein. Sie schloßen einen stillschweigenden Pakt mit dem unverschämten Jäger, und wenn sein Gewehr in der einen Richtung ertönte, so beeilten sie sich schleunigst, nach der entgegengesetzten zu laufen.

Sangonera, den man auf allen Seiten als Voten benutzte und der häufig geprügelt und gestochen wurde, verbarg jetzt im Vertrauen auf Tonets Schutz seinen Stolz nicht mehr, und kam er nach Saler, so betrachtete er die Welt mit der Unverschämtheit eines kleinen Hundes, der sich von seinem Herrn unterstützt weiß. Als Entgelt für diesen Schutz wurde er immer wachsammer und raffinierter, wenn er auf der Lauer stand, und kam hier und da der eine oder der andere Feldhüter aus der Ebene von Ruzafa, so erriet sie Sangonera gleichsam, bevor er sie sah, gerade, als wenn er sie hätte riechen können.

„Die Dreispitze,“ sagte er zu seinem Gefährten, „da sind sie!“

An den Tagen, an denen die Dreispitze und die gelben Büffelleeder rekonoszierend durch die Dehesa streiften, schlichen sich Tonet und Sangonera nach der Albuferagegend; in einer der alten Barken des Onkel Paloma versteckt, zogen sie von Gebüsch zu Gebüsch, schossen Vögel, die der Landstreicher aus dem Wasser holte, das er, selbst bei der größten Winterkälte, bis zum Knie zu durchwaten sich nicht scheute. Die unruhigen, dunklen und regnerischen Sturmnächte, die Onkel Paloma wie ein Segen erwartete, weil sie für den Fischfang die einträglichsten waren, verbrachten sie in einem Winkel von Sangoneras Hütte, wo sie sich mit großer Mühe vor dem Wasser schützten, das von allen Seiten hereindrang.

Tonet war zwei Schritte von seinem Vater entfernt, doch er vermied es sorgfältig, ihm zu begegnen und fürchtete vor allen Dingen seinen strengen und traurigen Blick.

Die Vorda holte Tonets Wäsche und brachte sie ihm und bewies ihm die taubend Aufmerksamkeit, deren nur eine Frau fähig ist. Das brave Mädchen, das von ihrer Tagesarbeit schon erschöpft war flichte die Lumpen der beiden Vagabunden, ohne ein vorwurfsvolles Wort an sie zu richten.

Nur von Zeit zu Zeit wagte sie, ihrem Bruder einen mitleidigen Blick mit einem Ausdruck schmerzlichen Kummers zuzuwenden.

Wenn die beiden Gefährten zusammen die Nacht brachten, so schwanken sie, ohne dabei die Flasche abzusetzen, von ihren intimsten Gedanken. Tonet hatte sich nach Sangeras Beispiel an einen beständigen Rausch gewöhnt. Er konnte die Last seines Geheimnisses nicht mehr mit herum-schleppen und erzählte seinem Kameraden von seiner Liebe zu Neleta.

Der Vagabund glaubte im ersten Augenblick protestieren zu müssen. Das war sehr unrecht. „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib.“ Dann aber fand er, von der Dankbarkeit zu Tonet hingerissen, Entschuldigungen und Rechtfertigungen für den Fehltritt und zeigte dabei seine ganze große Kasuistik eines ehemaligen Sakristans. In Wahrheit hatten sie einigtes Recht, sich zu lieben. Wenn sie sich erst seit Neletas Heirat gekannt, dann wäre es ja allerdings eine ungeheure Sünde. Aber sie kannten sich ja seit ihrer frühesten Kindheit; sie waren verlobt gewesen, und die Schuld fiel auf Canamel, der sich da eingemischt, wo er kein Recht besaß und sie in ihren früheren Beziehungen gestört hatte. Er verdiente nur, was ihm geschehen war. Dann erinnerte er sich an die zahllosen Male, wo man ihn vor die Tür der Schenke gesetzt, lachte vergnügt über das eheliche Unglück seines Feindes und hielt sich für gerächt.

War dann der Lichtstumpf zu Ende gebrannt, so begann Sangerona, während der Rausch seine Augen schloß, wieder zusammenhanglose Reden über seine Glaubensanschauungen.

Tonet der an dieses Geschwätz gewöhnt war, schlummerte, ohne weiter auf ihn zu hören, während der Sturm die Baracke erzittern ließ und der Regen durch ihre Rinnen hernieder-sickerte. Sangerona hörte nicht auf zu sprechen. Warum ging es ihm so schlecht? Warum sollte Tonet darunter leiden, daß er sich Neleta nicht nähern durfte? . . . Weil es in der Welt schlecht eingerichtet war. Weil es von Ungerechtigkeiten wimmelte und weil die Leute, die nur der Gedanke an den Gewinnst beherrschte, nach wie vor im Widerspruch mit den Befehlen Gottes lebten.

Dann näherte er sich Tonets Ohr, weckte ihn und erzählte ihm mit geheimnisvoller Stimme von der nahe bevorstehenden Verwirklichung seiner Träume. Die guten Tage waren nicht mehr fern. Der, der sie bringen sollte, war schon auf diese Erde zurückgekehrt. Er hatte ihn gesehen, wie er jetzt Tonet sah, er hatte ihn berührt, er, der arme Sünder, hatte die Kälte seiner göttlichen Hand empfunden. Und zum hundertsten Male erzählte er von jener geheimnisvollen Erscheinung am Ufer des Albuferasees. Er kam von Saler, brachte Tonet ein Paket Patronen und hatte auf dem Wege, der sich am See hinzieht, eine starke Erregung empfunden, als näherte sich etwas, das seine Kräfte lähmte. Seine Beine trankten, und er fiel auf den Boden, er wünschte zu schlafen, zu sterben und nie mehr zu erwachen.

„Ja, weil Du betrunken warst,“ sagte Tonet stets, wenn die Erzählung bis zu diesem Punkte gediehen war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Jupiter.

Von Felix Erber-Sichwalde.

Mit ihren Schwingen zieht die dunkle Nacht herauf, und die Sterne kliden nur einzeln und schüchtern noch aus ihren Himmelsfenstern, als fürchteten sie, durch ihr allzu plötzliches Erscheinen den Frieden der Menschen zu stören. Aber dann, wenn der Schlaf sich über die müden Erdbewohner gesenkt hat und feierliche Stille uns umgibt, wird es in jenen geheimnisvollen Tiefen rege. Ein trunderfamer Reigentanz des Lichtes hebt an und sprüht flammend hinaus bis in die fernsten Weltallzonen.

Überall Sonnen, wohin das Auge blickt! Wer wäre imstande, sie alle zu zählen? Jeder Stern ein Rätsel, so geheimnisvoll in seiner Art, und doch so klar und einfach in seiner Pracht am Firmament. Wie eine große Heerschar ruhen sie alle auf den weiten Gefilden des Himmels in nächstlicher Stunde vor unserem Anblick, von einem Feldherrn sicher auf ihren Pfaden geführt. Lichter Vorposten gleich wandeln unter ihnen die Planeten, die Brüder unserer Erde, die uns so nahe stehen und dennoch so fern unserer Erkenntnis. So ist auch Jupiter heraufgezogen mit seinen Monden auf der sternbesäten Himmelswiese, und äugt mit seinem ruhigen, goldgelben Lichte milde zu uns hernieder.

Er ist der „König der Planeten“ und würde die Führung über alle Glieder unseres Systems sofort übernehmen, wenn unsere Sonne plötzlich aus unserer Mitte verschwände.

Aus diesem riesenhaften Körper können wir ganz bequem ein-tausenddreihundertunddreißig Erdbälle schneiden; aber er hat kein eigenes Licht mehr, wie es auch unsere Erde einst vor Millionen von Jahren besaß, als sie in den Zustand der Erstarrung übergehen wollte.

An seinen Polen zeigt er eine sehr starke Abplattung, und könnte man um seinen Äquator herum einen Gürtel spannen, so müßte dieser, als Bandmaß gedacht, vierhunderttausend Kilometer lang sein. Neun Stunden und fünfzig Minuten dauert der Tag auf ihm, ein Jupiterjahr aber elf Erdenjahre und dreihundertundvierzehn Tage. Jede Jahreszeit umfaßt dort drei, und eine Polar-nacht sogar sechs Erdenjahre. Der Weltkörper besitzt eine tiefe, dicke und sehr stark mit Wasserdampf durchsetzte Atmosphäre, in der das Sonnenlicht nur schwer einzudringen vermag. Ein dicker Wolkenmantel umhüllt den Kiesen, in dem sich wiederholt dunkle Streifen zeigten, die sehr großen Veränderungen unterlagen. Wahrscheinlich sind es Regenzoneen, aber von gewaltiger Ausdehnung. Bisweilen sah man auch rötliche, runde Wöllchen und Inotertiartige Verdickungen in dieser Wolkenhülle, die auf gewaltige stürmische Vorgänge in der Jupiteratmosphäre hindeuten. Seit Jahrzehnten schon werden diese Wolkenbildungen und ihr Farbenwechsel von den Astronomen sehr sorgfältig geprüft. Secchi beobachtete am 10. Oktober 1856 auf der vatikanischen Sternwarte in Rom bei tausendfacher Fernrohrvergrößerung einen großen, fast ovalen, tief-dunklen Flecken, den er nicht anders als einen überaus heftigen Orkan zu deuten vermochte. Schon im Mai desselben Jahres war Troubellot Zeuge eines solchen Sturmes auf der Südhälfte des Jupiter. Die Flecken sind im ganzen und großen noch ein strittiger Punkt unter den Sachgelehrten, denn die einen halten sie für die durchsichtige Oberfläche des Planeten, die anderen aber für ungeheure Mengen feinen vulkanischen Staubes, der bei eruptiven Ausbrüchen dort in die Lüfte geschleudert wurde. An diesem feinen Staube bricht sich nach ihrer Meinung das Sonnenlicht und erzeugt so jene Farbennuancen. Jüngere Astrophysiker halten sie auch für Kondensationsprodukte in der Atmosphäre des Jupiter, und zwar sollen dabei die dunklen Streifen solche Gegenden darstellen, in denen das Sonnenlicht tiefer in die Atmosphäre eindringen kann.

Das Jahr 1876 war für den Jupiter und seine Atmosphäre ein ganz besonders stürmischeres. Merkwürdig und bis zum heutigen Tage noch nicht genügend erklärt ist die Erscheinung, daß wir in den Jahren mit einem Sonnensfleckenmaximum stets überaus heftige Stürme in der Jupiteratmosphäre haben. Im Jahre 1878 erschien in jenen Wolkengebilden der oberen Jupiteratmosphäre, etwa unter dem 25. Grad südlicher Breite, ein 46 000 Kilometer langer und 15 300 Kilometer breiter, runder Flecken von dunkelroter Färbung. Diese Lichterscheinung, die anfangs schon größer als ganz Europa war, nahm im Laufe der ersten Jahre an Helligkeit und Umfang noch zu, rotierte mit dem Planeten, nahm in der Rotationsrichtung aber unter dem Einflusse der sehr schnellen Achsendrehung eine ovale Gestalt an und blieb im Laufe der Jahre in rückläufiger Bewegung langsam dann hinter den anderen auf der Jupiterscheibe sichtbaren Einzelheiten zurück. Dieser „rote Fleck“ ist ein durchaus rätselhaftes Gebilde, und er verdankt jedenfalls gewaltigen Vorgängen auf der Planetenoberfläche seine Entstehung. Die Kruste (Oberfläche) des Jupiter ist sehr wahrscheinlich noch recht dünn und vermag den eruptiven Ausbrüchen aus seinem Innern nicht genügend Stand zu halten. Das glühend flüssige Magma bringt dort weit häufiger, als es bei uns der Fall ist, aus dem Innern des Planeten hervor. So ist sicher auch der „rote Fleck“ entstanden! Die Jupiterrinde barst und ein glühend heißer Gebirgsrücken stieg vielleicht aus dem Risse empor. Die Folge davon war eine heftige Zirkulation in der Atmosphäre des Planeten, durch die die mit Wasserdampf beladenen Luftmassen, mit etwas Rauch untermischt, weit über das Niveau der übrigen Atmosphäre dort emporgeschleudert wurden und folglich nach allen Seiten überfluten mußten. Das ist die Theorie eines jüngeren bedeutenden Astrophysikers, und zwar des Jesuitenpaters Karl Braun, ehemaligen Direktors der Sternwarte zu Kolosca in Ungarn. Da nun der rote Fleck bereits sehr stark verblasst ist, so muß man annehmen, daß die Hitze jenes neuen Jupitergebirges vulkanischen Ursprunges an der Oberfläche des Planeten schon stark nachgelassen hat. Einige Forscher sind der Meinung, daß auf den in einem noch sehr jungen Stadium der Weltbildung stehenden Planeten große kosmische Massen stürzten, die den Deckel (Oberfläche) durchschlugen und so eine Katastrophe erzeugten, wie sie unsere Erde am Ende der Tertiärzeit erlitt, als eine gewaltige außerirdische Masse in ihren Leib einschlug, die Sintflut möglicherweise zur Folge hatte und das Becken des Stillen Ozeans bildete. Zu vergleichen ist der „rote Fleck“ vielleicht mit jenen Lichterscheinungen, die wir nach der Krakatoa-Katastrophe im Jahre 1883 und neuerdings auch nach dem Ausbruch des Vesubs im Monat April des Jahres 1906 am Abendhimmel sahen. Ein großer Teil des ausgeschleuderten vulkanischen Staubes war in den obersten Schichten unserer Atmosphäre festgehalten worden und erzeugte nun, infolge der Brechung der Sonnenstrahlen an diesen kleinsten Teilchen, jene leuchtenden, cirrusartigen Nachtwolken. Daß Jupiter sich noch im Zustande der Notglut befindet, verneint auch das Spektroskop. Dohse hat sich sehr eingehend mit dem Phänomen des „roten Fleckes“ beschäftigt und erklärt, daß der Jupiter zu denjenigen Weltkörpern gehöre, die zwischen der Periode der Abkühlung und der eines noch stark selbstleuchtenden Körpers stehen.

Er ist demnach also eine „erlöschende Sonne“ für sein

eigenes Planetensystem, das aus sieben Monden besteht. Einen fand Simon Marius im Jahre 1609 und nannte ihn Io, drei, die sogenannten mediceischen Sterne, die Marius Europa, Ganymedes und Callisto nannte, fand der alte Galilei in der Nacht zum 7. Januar 1610, den fünften, der ganz nahe beim Hauptkörper kreist und in ferner Zeit auf den Jupiter stürzen wird, entdeckte Barnard im Jahre 1892 auf der Lichternwarte und den sechsten Perrine im Jahre 1905. Ueber den siebenten Satelliten des Jupiter sind die Alten noch nicht abgeschlossen. Schon ein sehr gutes Opernglas zeigt dem beobachtenden Auge wenigstens einen Mond des Jupiter. Es gab aber Menschen, die zwei bis drei Monde mit blohem Auge erkennen konnten, so der Jesuit Stoddart in der reinen Luft Persiens, Jacob in Madras und der Breslauer Schneidermeister Schön. Letzterer erkannte sie sogar bis in sein hohes Alter, wie uns Alexander von Humboldt berichtet. Auch heute sehen Seelente in der reinen Luft über dem Meere noch Jupitertrabanten mit blohem Auge. Der dritte Jupitermond ist der hellste und größte, der erste Satellit ist der zweithellste und kleiner als jener. Der lichtschwächste Trabant aber ist der vierte. Der erste Mond dreht sich in 23 Stunden, der zweite in 41 Stunden um seine Achse, die Monde drei und vier aber haben Revolutions- und Rotationszeit übereinstimmend, sie drehen sich also einmal um ihre Achse, während sie dabei einen Umlauf um den Planeten vollenden. Auf dem dritten Jupitermonde sah Secchi schon im Jahre 1835 eine seltsame Fleckenbildung, die in jüngster Zeit öfter beobachtet wurde, und Douglas veranlaßte, aus ihr die Rotationszeit des betreffenden Mondes abzuleiten. Schon mit einem kleineren astronomischen Fernrohre kann man die Vorübergänge, Bedeckungen und Verfinsterungen der Jupitermonde erkennen. Campani in Rom war der erste, der im Jahre 1658 den ersten Jupitermond vor der Scheibe seines Planeten vorübergehen sah. Sonnenfinsternisse, die fünf bis zehn Minuten dauern und Mondfinsternisse von zwei bis drei Stunden Länge sind auf jener Welt nichts Neues.

Ein Jupitervesen hat das Vergnügen, in einem Jupiterjahre 4000 Mondfinsternisse zu sehen, und die Bewohner des dritten Mondes erblicken ihren Planeten 1600mal größer, als wir unsere Sonne in ihrer Scheibe am Himmel sehen. Jene Mondbewohner werden notgedrungen auch ihren Planeten für die „Sonne“ ihres Systems halten. Der Jupiter, dieser Riese unter allen Planeten unseres Sonnensystems, birgt noch viele Rätsel, deren Lösung zum weitaus größten Teile wohl der Astrophysik vorbehalten ist.

Peter Spanningers Liebes- Abenteuer.

Von Ludwig Thoma.

Die oberbayerische Stadt Dürnbuch liegt keineswegs an der Eisenbahn.

Vor etlichen fünfzig Jahren stand es der Regierung im Sinne, eine Hauptbahn an die Stadt zu legen. Aber der Brauereibesitzer Peter Spanninger, der Großvater des jetzigen Peter Spanninger, wehrte mit anderen Bürgern die Neuerung ab. Man sagte der Regierung mit klaren Worten, daß die Dürnbucher am Alten und Hergebrachten hingen. Sie wollten mit nichts das Fuhrwesen von der Landstraße bringen und alle Wirke und Lohnkutschner schädigen. Der Weitblickende möge bedenken, daß mit ihnen die Schmiede, Sattler und Wagner Einbuße litten, die Brüder minderen Abjaß fänden und die anderen Geschäftsleute in Gefahr schwebten. Denn alle Kundschaft könne mit der Bahn schnell und mühelos die große Stadt erreichen und dort Geld ausgeben, was besser in Dürnbuch bleibe.

Die Regierung wollte die treue Bevölkerung nicht kränken und legte den Schienenstrang so weit entfernt von der Stadt, daß die Nachkommen des Peter Spanninger zwei Stunden mit dem Omnibus fahren müssen, wenn sie den Pfiff einer Lokomotive hören wollen. Heute noch rumpelt frühmorgens um sechs Uhr der Postwagen über den Stadtplatz, und der Postillon Johann Glas lenkt die Pferde, wie es sein Vater tat. Zu Wintersonnenzeit sieht er verfrorn auf dem Bode und schaut neidisch auf die dunkeln Fenster, hinter denen die Bürger in warmen Betten liegen.

Wenn es aber Frühling wird, und ein feiner Morgen tagt, steht er das Posthorn an und bläst sein altes Lied. Dann kommen Leute an die Fenster und prüfen mit verschlafenen Augen das Wetter. So hat sich in Dürnbuch das gute alte Wesen erhalten. Hierin wie überhaupt.

Dürnbuch hat dreitausendvierhundertneunzehn Einwohner. Darunter sind vier Protestanten und ein Israelit; die übrige Bevölkerung ist römisch-katholisch.

Auch darf man nicht glauben, daß jene Andersgläubigen Eingeborene sind. Der Stadtschreiber Kellstab, der mit seiner Frau und zwei Kindern der evangelischen Konfession angehört, ist Mittelfranke. Der Israelit heißt Jsidor Blumschein, stammt aus dem Schwäbischen und wurde durch den Produktenhandel in die Gegend geführt.

In übrigen erlitt das katholische Bekenntnis keinerlei Schaden durch die Fremdlinge. Bei den jüngsten Wahlen fielen alle Stimmen auf den ultramontanen Kandidaten, Kaufmann J. W. Irzenberger.

Der Stadtschreiber wollte die politische Ueberzeugung der Herren Bürger schonen, und auch Blumschein heulte mit den Wölfen.

Dürnbuch ist der Sitz ansehnlicher Behörden, nämlich eines königlichen Bezirksamtes, Amtsgerichtes, Rentamtes und Notariates; es hat eine Gendarmerie, eine Post- und Telegraphenstation. Zu den Lehranstalten gehören außer der Volksschule eine Töchterchule der armen Schulküchenerinnen und eine Realschule. Ferner befinden sich dort sechs Kirchen, acht Bräuhäuser, eine Kunstmühle und ein herrschaftliches Schloß, welches aber nicht mehr bewohnt wird.

In früheren Zeiten gehörte es den Grafen Selz-Dürnbuch, einem alten Geschlechte.

Der letzte Dürnbuch, Johann Anton, starb unberehlicht als kurfürstlich bayrischer Kämmerer im Jahre 1764. Der Besitz ging auf die Familie der Freiherren von Selz-Gögging über, deren letzter Sprosse um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Zeitliche segnete.

Vor seinem Tode verkaufte er das Gut Dürnbuch an dem Fiskus. Dieser bewirtschaftet noch heute den schönen Forst, läßt aber das Schloß verfallen, weil die Kosten der Instandhaltung zu hoch kommen. Die Säle zu ebener Erde hat Jsidor Blumschein um geringen Preis gemietet; er benützt sie als Lagerräume für Landesprodukte.

Handel und Industrie stehen in Dürnbuch in gedeihlicher Blüte.

Die Landbevölkerung bringt ihre Erzeugnisse in die Stadt und deckt hier wiederum ihre Bedürfnisse. Die zwei größeren Warenhandlungen von J. W. Irzenberger und Gabriel Riedlechner haben erklecklichen Umsatz. Die Brauereien sind gut betrieben; die bedeutendste von Peter Spanninger „Zum Stern“ siedet über achtaufend Hektoliter Malz ein. Die Kunstmühle war bis vor wenigen Jahren im Besitze des Herrn Jakob Wöhlzger, ist aber jetzt in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Der Handel mit Getreide und Vieh ist wege; auch mit Holz werden gute Geschäfte gemacht. Das ehrsame Handwerk gedeiht. So ist im allgemeinen die Bevölkerung wohlhabend, auch wohllebig. Die Arbeit wird mit bedachtamer Ruhe getan, und alle Feste werden gewissenhaft begangen.

Jeder Familienvater muß in pünktlicher Reihenfolge die Wirtschaften besuchen, um die Beziehungen aufrecht zu erhalten.

In der behäbigen Art der Bürger liegt es begründet, daß gerade diese Seite der geschäftlichen Tüchtigkeit am besten ausgebildet ist.

Ueber Lage und Bau der Stadt läßt sich Rühmendes sagen. Dürnbuch liegt vierhundertachtzig Meter über dem Meere, in dem von Hügeln durchzogenen Alpenvorlande. Die Höhen sind bewaldet; aber das dunkle Fichtenholz wechselt ab mit Wiesen und Getreidefeldern, was ein freundliches und mannigfaltiges Bild gewährt. Man erblickt in der Nähe zahlreiche Dörfer und Weiler; auch in größerer Ferne, wo sich die Häuser dem Auge verbergen, lugt da und dort ein spitzer Kirchturm über die Hügel hervor.

Der Ort Dürnbuch ist um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden. An die alte Zeit erinnern einige Reste der Stadtmauer und ein gut erhaltenes Tor. Man gelangt durch dasselbe auf den mäßig großen Marktplatz, dessen Mitte ein Marienbrunnen ziert.

Hier steht auch die schöne Pfarrkirche, welche im spätgotischen Stile erbaut ist.

Auf der Südseite des Platzes erheben sich die drei stattlichen Brauereien zum „Stern“, zum „Rappen“, und zum „goldenen Lamm“.

Sie strecken, wie einige Wirtschaften gegenüber, große schmiedeeiserne Schilde in die Luft hinaus. Die blinken freundlich in der Sonne und verheißten Eingeborenen wie Fremden behagliches Unterkommen.

Die Gassen, welche in den Marktplatz einmünden, sind krumm, eng und uneben. Die Häuser sind mannigfaltig gebaut. Viele haben nach italienischem Muster breite Fassaden, welche in geraden Maueraufsätzen die Dächer überragen.

Diese sind mit Schindeln gedeckt und stoßen hart aneinander. Nicht selten üben maghalsige Knaben auf der gefährlichen Höhe ihre Spiele, indem sie über alle Dächer klettern von einem Hause zum anderen.

Und die Kater haben hier oben ein weites Feld für ihre Liebesfahrten.

Der Stolz der Stadt ist eine Lindenallee, welche am Schlosse vorbei bis Holzhausen führt.

Zum mindesten einmal im Jahre beschreibt der quieszierte Lehrer Furtner ihre Reize im Alzboden, gewöhnlich in den Herbsttagen, weil er an die wundervolle Färbung der Bäume und an den wehmütigen Anblick der sterbenden Natur passende Gedanken über den Allerseelentag anzuknüpfen weiß.

Dem Dürnbucher Bürger ist die Allee mit allen Erinnerungen des Lebens verwachsen.

Hier hat er als Kind geschmerzt, hier schlich er in dämmernden Abendstunden an der Seite eines weiblichen Wesens, und hier schreitet er jetzt, wenn die Zeit der Torheiten vorüber ist, am hellen Tage neben seiner ehrbaren Frau und neben dem Kinderwagen her.

Südlich der Allee fließt die Alz, ein stattlicher Fluß. In seinem klaren Wasser spiegeln sich die Rückseiten der Häuser, Weidenbüsche und Erlen und die Kühe, die den kleinen Leuten der

Worstadt gehören. Und manches Mal auch die Wäsche der Dürnbücher Damen, welche am Ufer zum Trocknen aufgehängt wird. Im Luftzuge wiegen sich die blühweißen Geseimnisse hin und her, und der Spaziergänger kann hier vieles erblicken, was er sonst nicht zu sehen kriegt.

Man darf es als Tatsache hinstellen, daß die Spanninger in vier Geschlechtern die reichsten und damit die angesehensten Leute von Dürnbuch waren; daß auch der jetzige Besitzer der Bierbrauerei zum „Stern“ auf dieser Höhe steht. Und daran knüpft man die Hoffnung, daß sich kein Spanninger in absteigender Linie bewegen wird.

Die erblichen Eigenschaften wie die Stellung der Familie schießen Befürchtungen aus. Einem Spanninger ist der Weg ebener und die Bahn zu allen Ehrenstellen offen. Ein Spanninger kann mit der Ueberzeugung ins Leben treten, daß er Disziplinär wird, und daß demnächst an seinem offenen Grabe die sämtlichen Vereine Dürnbuchs mit umflorten Fahnen stehen werden.

Diese Laufbahn ist ihm vorgezeichnet; die Achtung der Bürger hängt an seinem Besitze.

Die Spanninger streben nie darüber hinaus und sanken nie darunter hinab.

Sie waren in vier Geschlechtern gutmütige Menschen; und jeder hatte mit fünfundsiebzig Jahren seinen Bauch, mit sechzig Jahren seinen Schlaganfall.

Was dazwischen lag, war Durst, Fröhlichkeit und Verständnis dafür, daß auch die armen Teufel leben wollen.

Die Bildung der Spanninger hielt zwar Schritt mit den Anforderungen der Zeit, aber sie blieb innerhalb der Grenzen des Notwendigen. Den älteren Geschlechtern hatten die Grundelemente, Lesen, Schreiben und Rechnen, genügt; die gewerbliche Kunst wurde daheim gelernt.

Der jetzige Inhaber der Brauerei mußte schon mehrere Jahre die neugegründete städtische Realschule, oder, wie man sie damals hieß, Gewerbeschule, besuchen. Die Keuerung wandelte den Familiencharakter nicht um; sie blieb ohne einschneidende Wirkungen. Und das war gut. Denn mancher, der eine höhere Stufe der Erkenntnis erklimmen will, gewinnt nichts als eine Verachtung der tieferen, die ihm guten Halt gegeben hätte.

Der Sternbräu geriet nicht in die Gefahren der Zweispieltigkeit von Beruf und Bildung. Er streifte die angelegenen Kenntnisse ab und behielt als Rest nur eine Vorliebe für Fremdwörter.

Durch ihren häufigen Gebrauch erhob er sich mit einiger Befriedigung über die große Menge. Noch ein anderes kam ihm zufliegen. Sein Vater hatte ihn nach Straubing geschickt; er verbrachte hier ein volles Jahr als Volontär in der kollerischen Brauerei und galt später den Dürnbüchern als ein Mann, der sich in der Welt umgesehen hatte. Der Sternbräu zog daraus die Lehre, daß der bloße Ansehen ungewöhnlicher Regsamkeit das Ansehen mehrt. Und diese Erfahrung leitete ihn wieder bei der Erziehung seines Sohnes. Er war nicht bekümmert, als der heranwachsende Peter in der Realschule sehr geringe Tüchtigkeit bewies. Es ist nicht einmal sicher, daß er die Semestergewinne aufmerksam las; die Noten, welche hinter Algebra, Geschichte, Geographie, französischer Sprache standen, waren ihm herzlich gleichgültig. Das Wichtigste, nicht für jetzt, sondern für alle Zeit war, das so bedeutend klingende Wissenschaften mit seinem Soha überhaupt in Zusammenhang gebracht wurden. Dabei konnte er wohl die schulmeisterliche Ansicht über Fleiß und Talent eines Spanningers übersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

Alkoholismus und Geisteskrankheiten. Auf dem letzten in Venedig abgehaltenen Kongreß italienischer Irrenärzte, an dem sich die namhaftesten Gelehrten Italiens beteiligten, wurde nach einem Bericht in der „Medizinischen Klinik“ vom 9. Februar auch die Frage über das Verhältnis zwischen Alkoholismus und Nerven- und Geisteskrankheiten verhandelt. Es wurde festgestellt, daß der Prozentsatz der alkoholischen Seelenstörungen, wo der Alkohol die direkte Ursache der Krankheit (Alkoholpsychose) ist, in den verschiedenen italienischen Irrenanstalten zwischen 17,3 und 1,6 Proz. schwankt, im Durchschnitt 8,8 Proz. aller Insassen ausmacht. Noch augenfälliger sind die Zahlen, wenn wir Männer und Frauen gesondert nehmen: 18,8 Proz. aller männlichen Insassen leiden an Alkoholpsychose, dagegen nur 1,9 Proz. aller weiblichen. Nehmen wir auch die Zahl jener Patienten hinzu, die zwar nicht an Alkoholpsychose, sondern an anderen Geisteskrankheiten litten, bei denen aber früherer Alkoholmißbrauch festgestellt wurde und bei der Entstehung der Krankheit mitgespielt hatte, so ergibt sich, daß 18,2 Prozent oder beinahe $\frac{1}{5}$ aller in Irrenanstalten verpflegten Geisteskranken direkt oder indirekt ihre Krankheit dem Alkohol zuschreiben haben. In den einzelnen Irrenanstalten schwankt diese Zahl zwischen 40,6 (1) Proz. und 4,6 Proz. Leider sind hier die Zahlen für Männer und Frauen nicht gesondert angegeben. — Die Zahl der Alkoholpsychose hat in den letzten Jahren zugenommen. Rückfälle (nach Heilung) traten in 33 Proz. der Fälle ein (in einzelnen Anstalten zwischen 54 (1) und 24 Proz.).

Dem Verufe nach werden Fabrikarbeiter und Handwerker am meisten von der Krankheit befallen, und zwar überwiegend im Alter von 31 bis 50 Jahren. In 19,1 Proz. war direkte Erblichkeit der alkoholischen Geistesstörung vorhanden, in 25,1 Proz. waren andere Geisteskrankheiten bei den Patienten erblich. 41 Proz. der Fälle verliefen chronisch. — Es wurde ferner darauf hingewiesen, daß bei den von progressiver Paralyse, jener Geistesstörung, als deren unmittelbare Ursache die Syphilis gilt (10 bis 20 Proz., ja 35 Proz. aller Insassen der Irrenanstalten) befallenen Insassen in 48 Proz. der Fälle bei den Männern und in 38,4 Proz. bei den Frauen nachgewiesen war, daß sie früher dem Alkoholmißbrauch verfallen waren.

Von großem Interesse sind auch die Mitteilungen über Versuche, die darauf gerichtet waren, Kaninchen durch Alkohol zu vergiften. In einigen Fällen konnten bei den Tieren in der Hirnrinde und im Rückenmark Veränderungen festgestellt werden, die denen gleichen, wie wir sie bei der progressiven Paralyse kennen.

Die Abwehrmittel, die in Vorschlag gebracht wurden, sind ganz unzureichend: Verbannung der alkoholischen Getränke aus Irrenhäusern und Gefängnissen, Verbot des Ausschanks neben Schulen und Kasernen, Verminderung der Zahl der Schankstätten, Beschränkung der Zeitdauer ihrer Offenhaltung usw.

Die Zahlen und Tatsachen reden für die Arbeiterklasse eine eindringliche Sprache. Denn Proletarier sind es zumeist, die die Stätten des Unglücks bevölkern müssen. Die Arbeiterklasse muß darum auch die Wege vorzeichnen, die zu einer wirksamen Bekämpfung der Alkoholgefahr führen: Aufklärung undhebung der sozialen Lage der arbeitenden Klasse, wie es der Parteitag zu Essen klar und deutlich ausgesprochen hat.

Aus dem Tierleben.

Spinnengesellschaften. Als Muster sozialer Vereinigungen im Tierreich werden an erster Stelle gewöhnlich die Bienen und Ameisen genannt, deren Staatenbildung allerdings geeignet ist, das Interesse des Menschen und insbesondere des Naturforschers aufs höchste zu fesseln. Es gibt aber unter den in dieser Hinsicht weniger geachteten Tieren manche, die eine gleiche Aufmerksamkeit beanspruchen können, beispielsweise die Spinnen. Nun weiß bei uns fast jedes Kind, daß die Spinnen, die uns nahezu alltäglich begegnen, eher als Einsiedler denn als gesellige Wesen erscheinen. Diese Tatsache gilt aber nicht für alle Arten dieser weltumspannenden Tierklasse, und namentlich haben die indischen Spinnen eine gewisse Berühmtheit durch die Art ihres Zusammenlebens erworben. Eine besonders anziehende Studie über das gesellige Leben einer solchen indischen Spinnenart hat ein eingeborener indischer Naturforscher namens Nihar in einem Vortrag vor der Sibirischen Wissenschaftlichen Vereinigung in Madras veröffentlicht. Diese Spinnen bauen Nester, die das Aussehen eines großen Schwammes haben. Sie bestehen aus einem vielverzweigten Netzwerk von Kanälen, die in einer Anzahl von Öffnungen nach außen münden. Das Netz wird oft an Baumzweigen oder Blättern befestigt, ist von aschgrauer Farbe und verbirgt dadurch seine Insassen in vollendeter Weise, da diese die gleiche Färbung besitzen. Von dem Nest selbst strahlen viele Ästchen von Spinnweben aus. Zuweilen finden sich auch die Nester noch vergesellschaftet, so daß unter Umständen viele Tausende von Spinnen in einem Baume wohnen. Dann werden zwischen zwei Nestern häufig Brücken aus Geweben geschlagen, nicht unähnlich den großen Hängebauwerken der Neuzeit. Ueberhaupt sind diese kleine Spinnen große Ingenieure, die ihre Kunst in der Anlage und Ausführung von Bauten vielfach betätigen. Die Zahl der Spinnen in einem Nest schwankt zwischen 40 und 100, und zwar wohnen Männchen und Weibchen zusammen, aber meist ist das weibliche Geschlecht in siebenfacher Ueberlegenheit vertreten. Die Herstellung der Gewebe und des ganzen Netzes zu verfolgen, ist von hohem Reiz. Zunächst wird durch die vereinten Kräfte von sechs oder sieben Spinnen, von denen jede mehrfach hin- und herläuft, die Grundlinie oder das eigentliche Gattkeil für den ganzen Bau hergestellt, das also aus einem Bündel einer größeren Zahl von Fäden besteht. Diese Fäden stehen an Haltbarkeit und Glanz keinem Seidensaden nach, und es ist daher wohl möglich, daß auch das Gespinnst dieser Insekten eine Verwendung finden wird, wie es ja mit den Geweben einer Spinne in Madagaskar versuchsweise bereits geschehen ist. Nunmehr beginnen die Spinnen mit dem Aufbau des eigentlichen Netzes in regelmäßiger Arbeit, die von mehreren Spinnen gleichzeitig von verschiedenen Stellen aus in Angriff genommen wird. Die Vollkommenheit der Arbeitsteilung ist dabei bewundernswürdig, denn jede Spinne hat einen bestimmt abgegrenzten Teil an dem Netz zu bauen. Die einzelnen Fäden, die mit den Hinterbeinen gesponnen werden, werden ohne Rücksicht auf besondere Symmetrie gezogen, um den Raum auszufüllen. Die Längsfäden werden mit Quersfäden verbunden, die eine besondere Elastizität besitzen und auf das Zehnfache ihrer Länge ausgedehnt werden können, ohne zu zerreißen. Ist das Netz fertig, so kehren die Spinnen zur Ruhe ins Nest zurück. Ein vollständiges Netz ist gewöhnlich in 2—3 Stunden fertig und wird ohne jede Pause vollendet. Sobald eine der Arbeiterinnen ihre Stelle ausgefüllt hat, eilt sie sofort an einen anderen Platz, wo noch etwas zu tun bleibt. Diese Spinnen sind Nachttiere und beginnen ihr Hand- oder richtiger Weinwerk meist erst gegen sieben Uhr abends.